**Zeitschrift:** Berner Schulfreund
**Herausgeber:** B. Bach
**Band:** 4 (1864)
**Heft:** 24

**Artikel:** Der "Handschuh" von Schiller
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-675866

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 06.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Schneider, Imobersteg, Mochard, Bandelier, Dr. Lehmann und Kummer; er stund mit Allen in sehr gutem Einvernehmen, doch besonders intim und befreundet war er mit Ott, Schneider und Dr. Lehmann.

Hr. Stucki hatte überaus viel Gemüthlichkeit, war im Gespräch von unerschöpflichem Humor und jeder Zeit ein heiterer Gesellschafter. Seine Freunde hatten ihn deßhalb besonders gern und obschon in den politischen Phasen des Kantons oft den Ansichten nach von ihnen getrennt, hat er sich dennoch nie mit ihnen überworfen und stets die Verbindung mit ihnen gesucht und forterhalten. Dieß gereicht ihm um so mehr zur Ehre, als er in bewegten politischen Zeiten als gewichtige Persönlichkeit oft so ziemlich in den Vordergrund zu treten genöthigt war, mehr als er es selbst wünschen mochte. Kurz, er war ein Berner von ächtem Schrot und Korn, in vielen Dingen seinem vor 2 Jahren vorangegangenen Freunde Dängeli, Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt auf dem Strickhof, ähnlich. Er war auch ein rechtschaffener, gläubiger Christ, human und nicht lieblos gegen Andersdenkende urtheilend, ein vortrefflicher Bürger, Gatte und Vater, ein Lehrer und Vorsteher, der seine Anstalt auf Glauben, Hoffnung und Liebe gründete und seine Zöglinge zum herzlichen Vertrauen auf den hinleitete, „der unser irdisches Loos bestimmt, Alles zum Besten lenkt und einst alle Räthsel dieses Lebens lösen wird.“ Darum werde ihm auch jetzt vom gütigen Allvater der Menschen die Krone der Gerechtigkeit dargebracht, sein Andenken bleibe uns Freunden unvergeßlich und sei uns ein Sporn, seinem Beispiele zu folgen. Friede wehe um das Haupt dieses theuren Entschlafenen und seine Werke folgen ihm nach! —

---

## Der „Handschuh“ von Schiller.

### 1. Das Wesen der Ballade im Allgemeinen.

Das Wort „Ballade“ stammt aus dem Italienischen (von ballata) und heißt in seiner Urbedeutung Tanzlied. Dem Engländer bedeutet das Wort etwas Gemeines, ungefähr soviel, was wir uns unter dem Ausdruck „Gassenhauer“ vorstellen. Wir dagegen verstehen

unter Ballade ein Gedicht, in dem etwas Heroisches oder doch Abenteuerliches besungen wird. Was die Form betrifft, so finden wir gewöhnlich ein kürzeres Versmaß gewählt, das zugleich auch volksthümlich sein muß. Die Natur der Ballade erfordert Eintheilung in Strophen und gleich wie das deutsche Lied, auch Reim. Ihren Ursprung verdankt die Ballade dem Volkslied, darum finden sich in derselben auch die verschiedenen Elemente der verschiedenen Dichtungsarten, und der Balladendichter braucht nicht strenge auf die Gesetze zu achten, denen sonst der dichterische Künstler unterworfen ist. Sie ist deßhalb die Vertreterin der reinen Poesie. Werden uns mehrere Balladen zur Beurtheilung vorgelegt, so müssen wir derjenigen den Vorzug geben, in welcher die verschiedenen Dichtungsarten am gleichmäßigsten vertreten sind und harmonisch zusammen wirken. Hieher gehören mehrere Balladen von Bürger, der überhaupt unter den Balladendichtern den ersten Rang einnimmt. Andere sind vorherrschend drammatischer Natur, wie namentlich diejenigen von Göthe. Balladen musikalischen Gehalts lieferte vorzüglich Uhland. Die Schillerschen Balladen sind meistens erzählend und beschreibend.

Beinahe gleichbedeutend mit der Ballade finden wir die Romanze. Mancher Dichter nennt seine Balladen Romanzen, während Göthe und Uhland den ihrigen die Ueberschrift „Balladen und Romanzen" geben. Die meisten Dichter scheinen auf die Verschiedenheit gar nicht Rücksicht zu nehmen. Dem Wesen nach unterscheiden sie sich darin, daß bei der Ballade die Handlung, und bei der Romanze der Ausdruck der Empfindung die Hauptsache ist. Beide sind gleichen Ursprungs und beide erzählende Volkslieder.

Was man einst in England unter Ballade, in Spanien unter Romanze verstand, nannte man in Deutschland Mähre und Sage und der Name Ballade war ganz unbekannt. Diese Mährchen und Sagen wurden mit nationalen Melodieen in Verbindung gebracht, vom Volke gesungen; so hatte man ein Volkslied mit geschichtlicher Grundlage. Dieses waren Produkte des Volksdichters und des Volkes selbst, die man auch nur im Volksmunde hörte, während sich die damaligen Kunstdichter (Minnesänger) vornehm zurückzogen. Da nun die Gebildeten diese Lieder nicht schätzten, so sind auch die meisten dichterischen Produkte aus jener Zeit verloren gegangen. In Spanien

wurden heldenmüthige Christen, die sich in Kämpfen gegen die Mohren ausgezeichnet hatten, besungen. Solche Lieder wurden Romanzen genannt. Aehnliche Produkte fanden sich auch bei den Franzosen. Bei den Deutschen verlor sich das geschichtliche Volkslied bald, oder erhielt sich nur bei'm gesanglustigen Theil des Volkes. Durch den französischen Dichter Moncrif angeregt, lieferte dann Gleim solche Gedichte, und weil er die Ueberbleibsel aus der frühern Zeit nicht kannte, so war er der Meinung, diese Gattung der Poesie geschaffen zu haben. Nach ihm gab es eine Menge Dichter, die sich in dieser Richtung versuchte, es aber gewöhnlich nicht weiter als zu bloßen Reimereien brachte, in denen Volksmäßigkeit und Spaßhaftigkeit nicht fehlen durften. Viele Dichter des 18. Jahrhunderts, die sonst Gutes leisteten, brachten, mißleitet von ihren Vorfahren, nur verfehlte oder doch nur mittelmäßige Balladen und Romanzen zu Stande. Dahin gehören Gotter, Hölty, Michaelis, Pfeffel. Viel gewann die deutsche Ballade dadurch, daß ihre Dichter mit den alt-englischen und altschottischen Gedichten bekannt wurden. Herder war der erste, der eine solche körnige Sammlung übersetzte. In gleicher Richtung folgten ihm Bodmer in Zürich u. a. m. Den größten Einfluß übten diese Balladen auf Bürger aus, der durch dieselben so angespornt wurde, daß er Thaten und Helden aus dem Volksleben und aus dem Volksglauben besang. Um diese Zeit wurde der Name Ballade allgemein; freilich über den Begriff blieb man noch lange verschiedener Meinung. Viele verstanden unter Ballade nur eine wunderbare Geschichte mit Strophenentheilung.

Dadurch, daß viele der hervorragendsten Dichter Balladen dichteten, erklärt sich die große Mannigfaltigkeit dieser Gattung. Alle diese Produkte haben aber nach Götzinger die lebendige und rasch fortschreitende Darstellung des bewegten Lebens, oder vielmehr einer That, eines Momentes dieses Lebens gemein. Daß unter den Balladendichtern Bürger den ersten Rang einnimmt, ist bereits oben bemerkt worden. Der zweite Rang muß Schiller zugestanden werden.

Was die Schillerschen Balladen so vortheilhaft auszeichnet, ist nicht die äußere Form, sondern das Leben in denselben. Sie sind gewöhnlich der Ausdruck der Reinheit des Herzens, von Seelengröße, von stillem Ernst und überirdischer Ruhe und durchgehends blickt ein

kräftiger Wille und ungebrochene Kraft hervor. Sie sind meistens drammatischer Natur. Gewöhnlich bestehen die Helden einen kühnen Kampf und in demselben siegt das Wahre, Gute und Schöne über das Unedle, das den verdienten Untergang findet. Besonders beachtenswerth in den Balladen von Schiller ist auch die künstlerische Anordnung und Vertheilung des Stoffes. Darum sind alle Handlungen, obschon oft sehr viele einzelne Momente enthaltend, gleichwohl klar und verständlich dargestellt. Die Darstellungsweise richtet sich immer nach den vorkommenden Personen. Hieraus ergiebt sich dann der verschiedene Ton, in welchem die Helden auftreten. Ein Mangel der Schillerschen Balladen findet sich besonders in unrichtigen Satzformen, in falschen Verkürzungen der Sätze, was nicht selten Unbestimmtheit und Unklarheit zur Folge hat.

## 2. Geschichtliches der Ballade vom „Handschuh."

Den Stoff zu dieser Ballade bot eine Anekdote. Schiller bemerkt in einem Briefe vom 18. Juni an Göthe, daß sie entnommen sei einer Schrift, überschrieben: „St. Foix, Essay sur Paris." In diesem Werk werde in einem Abschnitt: „Rue des Lions, près Saint-Paul," erzählt, daß diese Straße ihren Namen von einem dort befindlichen Gebäude erhalten habe, das als Löwengarten benutzt wurde. Als Franz I, den die Geschichte als einen Liebhaber von Thierkämpfen schildert und der zu Anfang des 16. Jahrhunderts regierte, sich eines Tages mit seinen Höflingen an einem Löwenkampfe belustigen wollte, habe ein Fräulein den Handschuh unter die kampflustigen Thiere fallen lassen und sich darauf an ihren Anbeter, Hrn. de Lorges, gewandt mit der Bitte, ihr denselben, wenn er sie doch so sehr liebe, zu holen. Herr de Lorges habe kühn den Handschuh geholt, nach seiner Rückkehr aber denselben der Dame in's Gesicht geworfen mit der kurzen Bemerkung, daß er sie nun von Stund an verlasse.

So merkwürdig die Erzählung klingt, so ist gleichwohl an der Thatsache nicht zu zweifeln, da sie erstens zur Zeit, der sie angehört, wohl paßt und zweitens von St. Foix, einem zuverläßigen französischen Schriftsteller, erzählt wird. Uebrigens findet sich eine ähnliche Hofgeschichte auch von Brantome in seinem Werk „Leben galanter

Damen", mitgetheilt. Dieser schildert Herrn de Lorges als einen muthigen Kämpfer, der sich als Hauptmann des Fußvolkes bei Franz I. rühmlichst bekannt gemacht hatte und bei Anlaß eines Thierkampfes der Zumuthung seiner eiteln Geliebten Folge leistete, aber sie auch verließ und bemerkte, daß er lieber in ein Bataillon Fußvolk eingebrochen wäre, indem ein Kampf mit diesen wilden Bestien ganz unrühmlich sei. Eine ähnliche Anekdote findet sich auch in Spanien, wo ein gewisser Ritter Don Manuel de Leon am Hofe Ferdinands V lebte, auf den Wunsch eines Edelfräuleins Eleonore über die Meerenge von Gibraltar zog und im Zweikampfe sieben Mohren den Kopf abschnitt, zurückkehrte und später auch den Handschuh im Löwengarten holte, denselben der Dame mit einer gewürzten Ohrfeige überreichte und dann von der Königin auf einige Zeit vom Hofe verbannt wurde. Diese Anekdote wird überhaupt von vielen spanischen Schriftstellern erwähnt und kann deßhalb als eine wandernde Hofgeschichte betrachtet werden.

Aus dieser einfachen Hofgeschichte machte nun Schiller die schöne Ballade, die beweist, was der gemüthvolle Dichter durch gute Auswahl der Ausdrücke und durch richtige Anordnung des Stoffes vermag.

### 3. Erläuterungen.

„Die Großen der Krone" sind die Lehensleute (Vasallen), Beamte, Herzoge und Grafen des Königs. „Krone" hat hier den Begriff von Würde und Macht. „Balkon" ist vom französischen „le balcon" abgeleitet und dieses stammt wieder vom deutschen Wort Balken. Austritte an Gebäuden, wie sie früher häufig erstellt wurden, nannte man Balken. Balkon ist eine an einem Wohngebäude in bedeutender Höhe ausgebaute offene Bühne.

„Kranz" hat hier eine doppelte Bedeutung. Zunächst bezeichnet das Wort die rundliche Form des Balkons; zweitens bezeichnet es aber auch den Schmuck der Frauen. Kränze werden aus Blumen gewunden. Die Edelfrauen saßen herrlich geschmückt und bildeten, indem sie in der Runde saßen, einen schönen Kranz.

„Und wie er winkt." Das „und" wäre für die äußere Verbindung nicht nothwendig; es soll aber die Vorbereitung der Zuschauer,

welche gespannt harren, und die Eröffnung des Kampfspieles einander näher bringen.

„Auf thut sich.“ Hier haben wir eine Umkehrung der gewöhnlichen Aussageform, die einerseits die schnelle Vollziehung des königlichen Befehles bezeichnet und anderseits der gespannten Erwartung der Zuschauer vollkommen entspricht. Uebersetzt man den Ausdruck in die gewöhnliche Wortfolge, so verliert der Satz seinen Ausdruck und seine Kraft, was den Beweis leistet, daß die umgekehrte Wortfolge nicht nur im Dienste des Reims angewandt, sondern als belebendes Mittel wirklich vom Dichter gewählt sein muß. „Zwinger“ kommt von zwingen. Es ist der eingeschlossene Raum, in welchem das wilde und gefährliche Thier gebändigt, bezwungen und seine Wildheit unschädlich gemacht wird. Ein theilweis ähnlicher Begriff liegt auch dem Wort Zwing-Uri zu Grunde.

„Mit bedächtigem Schritt ein Löwe tritt“ bezeichnet treffend das gesetzte und ruhige Auftreten des Thierkönigs. Zu gleichen Zwecken bedient sich der Dichter der Ausdrücke „stumm“ (schweigend), „langes Gähnen,“ „schüttelt die Mähnen,“ und „streckt die Glieder.“ — „Und der König winkt wieder.“ Hier beginnt ein neuer Akt, der aber vermittelst des Bindeworts „und“ an den vorigen anknüpft. Die Umstandsbestimmung „mit wildem Sprunge“ bewirkt dadurch, daß sie vor dem Subjekt steht, einen weit größern Eindruck. Die Reime „Sprunge“ und „Zunge,“ die zwar weit auseinander stehen, begränzen gleichwohl das ganze Verhalten des Tigers bei seinem Eintritt in den Kampfplatz, woraus man auf den Angriff schließen könnte.

„Einen furchtbaren Reif“ will hier sagen Kreis oder Bogen.

„Scheu“ giebt den Grund an zur Umstandsbestimmung der Art und Weise „im Kreise“ und bildet einen Gegensatz zum wilden Sprung, indem der Tiger einen Angriff auf den Löwen nicht wagt wie die frühern Verse schließen ließen.

„Recken“ ist der Begriff von regen in verstärkter Form. Der Dichter hat nun die Wuth, den Blutdurst und die Kampflust geschildert, aber er unterläßt auch nicht des mangelhaften Muthes bei'm Tiger zu erwähnen, indem dieser sich „grimmig schnurrend“ zur Seite legt.

„Speit aus“ ist eine Metapher, die das schnelle Erscheinen der Leoparden bezeichnet, die überhaupt zu den gewandtesten Thieren des Katzengeschlechts gehören. Diese Metapher wird überhaupt oft gebraucht z. B. der Vesuv speit Verderben.

„Das doppelt geöffnete Haus“ personifizirt den Thierzwinger.

„Tatzen und Katzen.“ Diese zwei Reime stehen ebenfalls weit auseinander, aber sie umschließen gleichwohl zwei zusammengehörende Vorgänge, nämlich den Angriff durch die Leoparden und die Stillung des Kampfes durch den Thierkönig. Das Wort „Katzen“ ist gerechtfertigt, weil alle drei Thiere dem Katzengeschlecht angehören. „Gräulich“ bezeichnet die große Mordsucht.

Der Dichter läßt den Handschuh mitten zwischen den Löwen und den Tiger fallen. Dadurch wird die Abholung und die damit verbundene Gefahr gesteigert. Die wohl überlegte Aufforderung des Fräuleins läßt deutlich durchblicken, daß sie den Handschuh absichtlich fallen ließ, um eine Gelegenheit zu haben, den Ritter auf die Probe zu stellen.

„Und der Ritter in schnellem Lauf.“ Dieser Vers enthält den Schlußreim zum vorigen und der Dichter schildert das rasche und entschlossene Handeln des Ritters, das durch die Ausdrücke „mit festem Schritte,“ „mit keckem Finger“ noch mehr hervorgehoben wird. Die Zuschauer sind überrascht. Zur Schilderung dienen dem Dichter die Worte „Erstaunen und Grauen,“ von denen das letzte auch das Entsetzen ausdrückt. Zur raschen Handlungsweise des Ritters paßt vollkommen der rasche Abschluß des Romans.

## 4. Gedankengang.

In der Einleitung schildert der Dichter den Kampfplatz und die Zuschauer. Später werden wir mit den zum Kampfe bestimmten, nach einander auftretenden Thieren und deren Eigenschaften bekannt. Der Löwe tritt ganz königlich auf, während die übrigen Thiere ihre große Mordlust nicht zu verbergen vermögen. Hierauf wird in Kürze der Veranlassung zur Haupthandlung erwähnt. Zunächst beginnt das Fräulein mit seiner berechneten Herausforderung an den Ritter de Lorges, ihr den Handschuh zu holen und dadurch die unzertrennliche Liebe und Anhänglichkeit zu besiegeln. Hernach wird die rasche

Handlung des kühnen Ritters erzählt und auch der Eindruck geschildert, den sie auf die gespannten Zuschauer, sowie auf Kunigunden gemacht. Das Gedicht schließt mit der ebenso rasch eintretenden Lossagung des Ritters vom Fräulein.

## 5. Gliederung.

Das Gedicht ist gebildet aus einer Einleitung, einer Stoffabhandlung und einem Schluß.

1. Einleitung. König Franz veranstaltet für seine auserlesene Gesellschaft einen Thierkampf und bietet dadurch Veranlassung zur Hauptbegebenheit.

2. Stoffabhandlung.

a. Der Dichter läßt die Kampfthiere vor die versammelten Zuschauer treten und schildert ihr Verhalten.

b. Nachdem Kunigunde absichtlich ihren Handschuh fallen gelassen, wendet sie sich in spöttischer Weise an den Ritter, der sich durch die verwerfliche Zumuthung wohl gekränkt fühlt, aber das kühne Wagniß ausführt und Beifall erntet.

3. Der Schluß. Der Ritter erkennt die Eitelkeit der erfreuten Dame und mit gerechtfertigter Entrüstung wirft er ihr den Handschuh in's Gesicht und verabscheidet sich.

## 6. Der Grundgedanken.

Wie der Dichter im Taucher und in seinen epischen Dichtungen immer einen Grundgedanken einkleidet, so auch hier. Kunigunde stellt an den Ritter eine übermüthige Forderung um seine Liebe, so wie auch seinen Muth zu erproben. Statt dessen Zuneigung zu befestigen, machte sie sich derselben ganz verlustig. Dem Gedicht liegt mithin folgende Idee zu Grunde: „Wer aus Eitelkeit oder andern Gründen treu ergebene Freunde erproben will, verliert sie auf immer."

## 7. Die Darstellungsform.

In einem Brief an Göthe bezeichnet Schiller das Gedicht als ein Nachstück zum Taucher. Göthe gab ihm hierauf folgende Antwort: „Ich lege den Handschuh wieder bei, der zum Taucher wirklich ein artiges Nach- und Gegenstück macht und durch sein eigenes

Verdienst das Verdienst jener Dichtung um so mehr erhöht. Der Gegenstand ist ein sehr glücklicher und die Ausführung gut gerathen; wir wollen ja dergleichen Gegenstände, die uns auffallen, künftig gleich benutzen. Hier ist die ganz reine That, ohne Zweck, oder vielmehr im umgekehrten Zweck, was so sonderbar wohl gefällt."

Das ganze Gedicht ist im Allgemeinen erzählend. Es fehlt ihm die Eintheilung in Strophen, wie auch ein geregeltes Versmaß; darum nennt es Schiller selbst nur eine Ballade. Der erste Theil der Hauptbegebenheit ist eine ausgezeichnete poetische Beschreibung. Die Sprache ist durchweg kraft- und schwungvoll. Dem Leser entrollt sich ein leicht verständliches plastisches Bild. Zur Veranschaulichung und Belebung dienen dem Dichter wesentlich Versmaß und Reim. Im Ganzen finden wir den jambischen Vers, jedoch nicht rein durchgeführt, indem er zuweilen mit andern Versarten vermischt wird. Die einander entsprechenden Verse sind von ungleicher Länge und an einer Stelle finden sich sogar drei gereimte. Es ist aber darin keine unbeachtete Unregelmäßigkeit zu finden, sondern es dient diese mehrmalige Abwechslung dem Dichter zu einer dem Inhalt entsprechenden Darstellung.

Der Vers: „Und reckte die Zunge" hieß im Manuscript:

„Und leckt sich die Zunge." Nachdem aber Göthe an Schiller geschrieben, daß man, als das Gedicht in Weimar vorgelesen wurde, an der Richtigkeit dieses Verses gezweifelt, traf der Dichter selbst eine Abänderung. Auch hieß es in der ersten Ausgabe im Musen-Almanach:

„Und der Ritter, sich tief verbeugend, spricht:"

Schiller glaubte erstlich diese Umgehung des Wortlautes der überlieferten Anekdote aus Höflichkeitsrücksichten schuldig zu sein. Später setzte er der Nachricht gemäß:

„Und wirft ihr den Handschuh in's Gesicht."

Bei der gerechten Entrüstung des Ritters konnte die Höflichkeit nicht wohl Berücksichtigung finden und müßte als Ausdruck des Hohns betrachtet werden.

## 8. Vergleichung.

Der Handschuh läßt sich mit dem „Taucher" vergleichen. In

beiden Gedichten bildet ein König mit seinem Hofstaat die Zuschauerschaar. In beiden Poesieen tritt ein Held auf, der ein kühnes Wagniß beginnt. Beide Helden haben theilweise ähnliche Motive zu ihren Handlungen, denn beide liefern Beweise ihres Muthes. Jeder Held schwebt bei seinem kühnen Wagen in Todesgefahr. In beiden Gedichten verliert eine Dame einen kühnen Kämpfer.

Im Handschuh giebt ein Fräulein die Veranlassung zur Hauptbegebenheit, während im Taucher der König selbst sie veranlaßt. Der Held im Handschuh wagt sich in den Kreis der gefährlichen Thiere, derjenige im Taucher in die Naturgewalt. Den Ersten treibt gekränktes Ehrgefühl, den Zweiten Ehre und Liebe. De Lorges entgeht der obschwebenden Gefahr, aber der Edelknabe findet in den Armen der Wellen seinen Tod. Kunigunde verliert ihren Anbeter durch eigenes Verschulden, während er der Königstochter durch das Schicksal entrissen wird. Im Handschuh ist der Grundgedanke enthalten, daß der Mensch treue Freunde nicht unnütz auf die Probe stellen soll, im Taucher hingegen, daß der Sterbliche sich nicht anmaße, die Götter zu versuchen.

---

## Mittheilungen.

**Bern.** (Korresp.) Bevor das neue Arbeitsschulgesetz vom nächsten Frühjahr an eingeführt wird, mögen vor Thorschluß noch folgende Notizen über die Arbeitsschulen im Seelande folgen:

Es giebt im hiesigen Kreise im Ganzen 104 Arbeitsschulen, wovon 42 mit selbstständigen Lehrerinnen, meistens Nähterinnen oder Lehrersfrauen, während die übrigen 62 Schulen von angestellten Primarlehrerinnen besorgt werden. Der Unterricht wird im Ganzen von 4087 Mädchen besucht, also von circa $^3/_4$ der schulpflichtigen Mädchen, deren Zahl sich auf 5354 beläuft. Kaum 300 davon zahlen ein Schulgeld, das von 50 Rp. bis 1 Fr. variirt, so daß der Unterricht fast überall unentgeldlich ertheilt wird. Die Zahl der Mädchen in einer Schule variirt von 12 bis 60 und 70, so daß durchschnittlich circa 40 Mädchen auf eine Schule kommen.

Im Ganzen wurden 22633 Arbeitsstunden ertheilt, durchschnittlich 218 auf eine Schule; die Zahl variirt von kaum 100 bis 500 im Jahr; im Winter wurden meistens die Mittwoch- und Samstag-Nachmittage dazu verwendet, so daß der Schulunterricht an den meisten Orten nur einen halben Tag eingebüßt hat. Im Sommer war der Unterricht fast überall so viel als Null, denn wenn auch Schule pro forma gehalten wurde, um die reglementarische Stundenzahl herauszubringen, so wurde dieselbe, da kein Schulzwang war, nur sehr schwach, oft gar nicht besucht.

Die Besoldung der 42 selbstständigen Lehrerinnen betrug